

btb

## Buch

Eine weiße Stadt am Meer, südlich von Rom: verwinkelte Gassen, Fischerkneipen und ab und an ein magischer Platz, der den Blick auf das Meer freigibt. Hierher hat sich der Schriftsteller Henning Boysen zurückgezogen, um seinen neuen Roman zu schreiben. Da erhält Boysen Post aus Deutschland. Sein krebskranker Vater Edmund ist ins Altersheim gezogen; der Sohn soll kommen und ihm helfen, sich dort einzurichten.

Edmund Boysen war Zeit seines Lebens Seemann mit Leib und Seele. Jetzt, viele Jahre später, ist er dabei, seine letzte Reise anzutreten. Zuvor aber erzählt er dem Sohn noch einmal von dem, was ihm wichtig war im Leben. In diesen Gesprächen nimmt Henning Boysen Abschied von dem Vater. Aber es brechen auch die Traumata seiner Kindheit und Jugend wieder auf: das schwierige Verhältnis zur dominanten Mutter, der Kampf um die Liebe des meist abwesenden, strengen Vaters. Doch am Ende gelingt es Boysen, die Dämonen der Vergangenheit zu besiegen. Zum ersten Mal in seinem Leben ist er frei, wirklich frei.

## Autor

Henning Boëtius, geboren 1939, lebt in Berlin. Er ist Autor zahlreicher, von der Kritik hochgelobter Romane und Romanbiographien sowie der Kriminalromane um den holländischen Inspektor Piet Hieronymus.

Henning Boëtius

# Der Strandläufer

Roman

btb



**FSC**

**Mix**

Produktgruppe aus vorbildlich  
bewirtschafteten Wäldern und  
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. GFA-COC-1223

[www.fsc.org](http://www.fsc.org)

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-100  
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *Munken Print*  
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe November 2008,

btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © 2006 by btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House  
GmbH, München

Umschlaggestaltung: semper smile, München nach einem Umschlag-  
entwurf von Design Team München

Umschlagmotiv: plainpicture

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck: CPI – Clausen & Bosse, Leck

NB · Herstellung: BB

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-73773-4

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)

*O Schwermut, Schwermut  
Von so weit her bringst du mir wieder,  
woran du so lang schon trugst?*

GABRIELE D'ANNUNZIO



Ich weiß nichts von Marconi. Ich weiß nur, dass er entscheidend zur Entwicklung der drahtlosen Telegraphie beigetragen hat. Ein Erfinder war er, besser gesagt, ein Entdecker neuer Welten, in der die unsichtbaren Wogen eines elektromagnetischen Meeres die kleinen Papierschiffchen und Flaschenpostbotschaften des Lebens von Ufer zu Ufer tragen. Er, Guglielmo Marconi, war der Columbus dieses unsichtbaren Meeres, dessen Wellen immer noch steigen und steigen und uns umspülen, bis die Gefahr besteht, dass wir in ihm untergehen. Er wagte sich als Erster auf diesen rätselvollen Ozean hinaus. Er besaß die Kühnheit und den Erfindungsreichtum, ihn zu durchqueren mit seinen Frittern, Funkeninduktoren und Radioröhren, um schließlich einen Kontinent zu erreichen, den es auf keiner Weltkarte gibt und der doch inzwischen die Wirklichkeit beherrscht: den achten Kontinent, den Kontinent der Information.

Ich weiß nichts von Marconi, höchstens, wann er geboren wurde und wann er starb. Ich habe mich lange gescheut, seine Lebensdaten in einem Lexikon nachzuschlagen. Warum?, frage ich mich. Vielleicht aus Angst, den Mythos dieses Entdeckers zu zerstören, ihm zu nahe zu kommen, so, wie ich Angst habe, mir selbst, meiner eigenen Lebensge-

schichte zu nahe zu kommen? Ich traue mich nur ungern in den verwilderten Garten meiner Vergangenheit hinein, aus Furcht, Personen zu begegnen, die einst über die Macht verfügten, zu entscheiden, was Unkraut sei, was ausgerottet werden müsse oder was es wert sei, gepflegt und geerntet zu werden.

Eben quert eine schwarze Katze den kleinen, steinigen Platz vor dem Turm, an dessen Mauer gelehnt ich sitze. Eine Mahnung vielleicht, behutsam vorzugehen im Umgang mit dem eigenen inneren Kontinent der Erinnerung, diesem babylonischen Sprachgewirr einst gesendeter und empfangener Botschaften, ausgehend von Menschen und Dingen oder an sie gerichtet. Sie sind oft entweder vergessen, in alle Winde verstreut, oder sie haben dieses Schicksal noch vor sich. Irgendwann werden sie sich verlieren in den Weiten des Weltalls, werden sie die Heaviside-Schicht durchdringen, diese die Erde einschließende Schale ionisierter Luft, die für Kurzwellen wie ein Spiegel wirkt, nicht jedoch für die Frequenzen, die heutzutage unsere Äußerungen transportieren. Die meisten sind inzwischen auf dem Wege zu anderen Zivilisationen, in denen es vielleicht kein Wort mehr für Liebe gibt und keines für Tod und wo den Botschaften der Vergangenheit ewiges Vergessensein droht.

Es ist Marconis Turm oder vielmehr einer seiner Türme, die er für seine Experimente nutzte. Ein breiter Stummel aus Stein inmitten von Zypressen und Wacholderbüschen, gelegen auf einer unter Naturschutz stehenden Halbinsel im Tyrrhenischen Meer. Marconi hat hier einst seine Geräte vor Sturm und Regen bewahrt, hat hier sein Brot verzehrt und seinen Wein getrunken, wenn er nicht auf der Turmterrasse war, um bei schönem Wetter Radiowellen zu versenden, sie mit sanften Gebärden seiner feingliedrigen Hände im Äther

zu verteilen, so wie man feine Glaceehandschuhe abstreift, um sie dem Geliebten von der Logenbrüstung aus zuzuwerfen.

Ich weiß nichts von Marconi, so wie ich am liebsten möchte, dass ich nichts von mir selber weiß. Denn auch ich besitze insgeheim einen Turm, der einst meinen kleinen Lebensexperimenten als Standort diente. Er ist inzwischen nicht weniger verfallen als Marconis Turm. Allerdings beherbergt er in seinem Kellerverlies nicht jenes Gerümpel alter Radiogeräte, Spulen, Kondensatoren, Röhren, Isolatoren, Kupferdrähte, die dort durcheinander liegen wie die Überreste ausgeweideter Tiere. Dafür enthält er zahllose Relikte wichtiger und unwichtiger Ereignisse, schemenhafte Reminiszenzen an Gesichter und Wolken, an Horizonte, hinter denen ein Unwetter aufzieht, Echos von Eindrücken, Berührungen, die man kaum voneinander unterscheiden kann. Mir scheint übrigens, dass die unwichtigen Erinnerungen oft deutlicher sind als die wichtigen.

Auch mein Turm hat Risse, auch er ist vom Einsturz bedroht. Wenn ich versucht habe, in dieses wenig imposante Bauwerk einzudringen, seine altersschwache Tür mit dem rostigen Schlüssel der Erinnerung zu öffnen, dann habe ich dies mit schlechtem Gewissen getan. Doch war mir längst klar geworden, dass es höchste Zeit war, dass ich mich würde beeilen müssen, hastig wie ein Grabräuber diese unansehnlichen Schätze zu bergen, ehe sie vollends verschüttet würden. Auch ein Brief, den ich noch nicht gelesen habe und der vor vielen Jahrzehnten in meinem Namen geschrieben wurde, gehört dazu.

Eben kommt die schwarze Katze zurück. Ihr Buckel ist gekrümmt, als wollte sie mir pantomimisch ihr Missbehagen über meine Inkonzienz erklären. Sie hat Recht. Es ist so

viel geschehen in letzter Zeit, dass es mir schwer fällt, meinem Bericht eine Ordnung zu geben. Ich werde mich deshalb lieber an die Regeln meines Freundes Luigi, des Strandläufers, halten und einfach drauflosschreiben. Er hat Recht, man darf nicht in den Fehler verfallen, beim Schreiben bestimmte künstlerische Absichten zu verfolgen. Oder schlimmer noch, nachträglich Ordnung in sein Leben bringen zu wollen. Man muss vielmehr so wahllos und sprunghaft vorgehen wie das Dasein selbst.

Es kostet Kraft, sich zu erinnern. Das habe ich in den letzten Monaten wieder und wieder gespürt. Erinnerungen sind wie Blutegel: Sie haben die unschöne Eigenschaft, sich voll zu saugen mit dem Blut dessen, der einst erlebte, was geschah. Sie fallen dann ab und lassen nichts anderes zurück als eine kleine Wunde des Vergessens. Es ist keineswegs so, dass diese Art des Schröpfens eine Reinigung der Körpersäfte bewirkt. Sie macht eher krank als gesund. Sie verkürzt das Leben, so dass immer weniger Zeit bleibt aufzuschreiben, was wichtig war oder durch seine Unwichtigkeit den Nebendingen Glanz verlieh.

**B**is vor kurzem wohnte ich im Süden des Landes in einem Tal. Es ist eng, und der Fluss an seinem Grund ist fast immer trocken. Das Meer ist nicht weit. Ich konnte es von der Haustür aus sehen. Wie eine graue, dreieckige Mauer verschließt es den Einschnitt der bergigen Landschaft an seinem Ende. Manchmal, bei Wind, ging ich die Straße hinunter bis zu ihrem Fuß und lauschte den Wellen. Ich hatte das Gefühl, dass sie lauter geworden waren in letzter Zeit, dass die eine oder andere Woge bereits dabei war, mit ihrem großen, feuchten Rachen das Land zu verschlingen. Dann fiel es mir schwer, meine Angst zu bekämpfen. Ich wich zurück und ging mit schnellen Schritten wieder in diese kleine Wohnung, die ich mein Zuhause nannte, weil mir kein besseres Wort einfiel für den Platz, an dem ich meine häufig schlaflosen Nächte verbrachte.

Seitlich am Ende des Tals liegt die Stadt. Sie erinnert aus der Entfernung an ein abstraktes Gemälde, das ein Künstler mit großem Geschick auf die Leinwand des Himmels gemalt hat. Weiße und hellbraune Rechtecke verschiedener Größe überlappen sich. Trapeze und kleine schwarze Quadrate lockern, über das Bild verstreut, den malerischen Eindruck auf. Doch dieser Anblick täuscht. Nähert man sich, verwan-

delt sich die scheinbar so raffiniert gestaltete Fläche in ein räumliches Objekt. Man gewahrt plötzlich Häuser mit Türen und Fenstern, scheinbar wahllos aufeinander getürmt und ineinander verschachtelt. Treppen und schmale Gassen bilden zusammen mit den Wohn-, Arbeits- und Vorratsräumen ein verwinkeltes Labyrinth, in dem Menschen wie Mollusken umherkriechen, als hätten sie kein anderes Ziel wie das, sich in einer schützenden Schale zu verbergen.

Die Stadt liegt auf einem Felsen, der wie eine mächtige, geballte Faust ins Meer hinausragt. Sie ist uralt und von der Schönheit eines zu Stein gewordenen Traums. Ich habe mir anfangs, als ich sie zum ersten Mal vor mir liegen sah, gewünscht, dort für immer zu bleiben, über eine dieser schmalen Wendeltreppen mein eigenes Zimmer zu erreichen, einen kahlen Raum mit meterdicken Mauern, von Fensterhöhlen durchbrochen, durch die man aufs gleißende Meer hinausblickt. Aber es ist zu gefährlich, in einem Traum zu leben. Man verlernt dabei das Erwachen. Man existiert schließlich nur noch halb, wie ein Somnambuler auf dem schmalen Grat zwischen Tod und Leben.

Außerdem bemerkte ich bald, dass die Einheimischen wenig übrig haben für Fremde. Sie empfinden sie als Eindringlinge, gar als Usurpatoren. Die Leute sind zwar nicht unfreundlich. Bereitwillig helfen sie, wenn man sich nach dem Weg erkundigt, nachdem man mehrfach in die Irre gegangen ist. Aber sie tun dies vermutlich nur, weil sie möchten, dass man aus ihrer Stadt hinausfindet, um endlich ganz zu verschwinden.

Ich begreife diese Einstellung nur zu gut. Allzu viele Erholungssuchende kommen im Sommer und mieten sich ein in diesem weiß schimmernden Termitenbau. Manche kaufen auch Wohnungen, obwohl sie fast unerschwinglich teuer

sind. Und so besteht die Gefahr, dass die ganze Stadt eines Tages zu einer Kulisse für ein fremdes Theaterstück wird, in dem die Hauptfiguren einzig und allein dem Egoismus ihrer Lustgefühle huldigen. Ein langweiliges Stück, das die wenigen alteingesessenen Fischer und Bauern zu Statisten macht.

Ich hatte mir aus all diesen Gründen eine Wohnung vor der Stadt gesucht, jedoch nicht zuletzt auch deshalb, weil ich mir so die Möglichkeit erhalten wollte, ihre allabendliche Rückverwandlung in ein Traumbild zu erleben. Zweck meines Aufenthaltes war, Muße zu finden für die Arbeit an einem Buch, das zu schreiben mir wichtig schien, hatte es doch indirekt mit dem Beruf meines Vaters zu tun, der Seemann gewesen war. Mein Verleger hatte mir einen ungewöhnlich hohen Vorschuss zukommen lassen, ein Indiz dafür, welchen kommerziellen Erfolg er sich von dem Projekt versprach. Es sollte um das Leben eines berühmten Piraten gehen. Ich versprach mir von meinem derzeitigen Wohnort Inspiration, war er doch einst immer wieder von Seeräubern überfallen worden. Statt jedoch zügig an die Arbeit zu gehen, verfiel ich mehr und mehr in einen für mich ungewöhnlichen Zustand empfindlichen Nichtstuns. Ich begann, viel spazieren zu gehen oder in den Bars zu stehen, als wartete ich auf etwas, das mir im Grunde gleichgültig war.

Es gibt einen kleinen Hafen unterhalb der Stadt. Nur noch wenige Fischerboote liegen dort. Den meisten Platz besetzen im Sommer die Motorboote der Fremden, die die Stadt als Sommerresidenz benutzen. Im Winter jedoch ist der Hafen immer noch ein geheimnisvoller Ort, an dem ich mich damals besonders gerne aufhielt. Hier schien mir mein zu einer leeren Hülse erstarrtes Warten sinnvoller zu sein als anderswo.

Das Weiß der Häuser dieser Stadt, vor der ich damals

lebte, lässt sie im Sonnenschein leuchten wie eine unwirkliche Erscheinung. Vogelfelsen haben oft diese Farbe, weil sie der kalkhaltige Kot ihrer Bewohner bedeckt. Es ist keine Farbe der Unschuld, keine Beschwörung der graphischen Wirkung von Licht und Schatten, kein Versuch, der Sommerhitze den Zutritt zu erschweren. Es ist vielmehr die Farbe der Trauer, wie sie nach dem Verlust eines geliebten Menschen in Ländern getragen wird, denen christliche Missionare nicht die Schwarzmalerei ihrer Religion aufzuzwingen vermocht hatten. Die Einwohner streichen jedes Jahr im Frühling ihre Häuser mit Kalkfarbe, weil wieder ein Jahr verloren ist, davongeflogen, ohne mehr zu hinterlassen als die brüchigen Schalen eines Eis, aus dem der Vogel geschlüpft ist. Schicht um Schicht bedeckt dieses Weiß das uralte Mauerwerk, um daran zu erinnern, dass die Vergänglichkeit eine gefräßige Riesenkralle ist, die zuweilen aus dem Meer auftaucht und die Menschen mit ihren langen Polypenarmen aus ihren Kammern und Betten reißt, um sie in ihrem schnabelförmigen Maul zu zerquetschen. Vielleicht haben die Bewohner der weißen Stadt Angst vor diesem Untier. Vielleicht sitzen sie deshalb des Abends nach Sonnenuntergang oft auf den kleinen Steinbänken der nach Westen gelegenen schmalen Plätze und starren schweigend auf die See hinaus, auf ihren von der Abendbrise blind gewordenen Spiegel.

Manchmal setzte ich mich zu ihnen auf die Bank, wobei ich sorgfältig darauf achtete, ein wenig Abstand zu halten, denn ich spürte ihr Misstrauen wohl. Auch ich starrte dann aufs Meer und fühlte die gleiche brüderliche Angst in mir aufsteigen. Bei klarer Luft tauchten am Horizont Inseln auf wie die Rücken einer kleinen Schule von Tümmelern. Während die untergehende Sonne das Meer blutrot färbte, hörte

ich das Tuscheln der Frauen, die die Köpfe zusammensteckten, sah ich das furchtsame Deuten der Männer mit dem Finger zum Horizont. Erst wenn der Nachthimmel endlich seine dunkelblaue Markise über den Bergen im Osten entrollte, stand ich auf und ging nach Hause in meine kleine Wohnung.

Vom ersten Tag meines Aufenthaltes in der weißen Stadt an hatte ich geahnt, dass ich etwas tun musste gegen diese Angst vor der Vergänglichkeit. Doch hielt ich schon damals die Erinnerung für genauso gefährlich wie das Vergessen. Beide sind zusammengehörige Ungeheuer wie Skylla und Charybdis, beide bedrohen das kleine Lebensschiff, das zwischen ihnen seinen Weg sucht. Skylla ist ein Doppelwesen, halb Hund und halb Fisch. Es haust in einer Höhle und droht, alle zu töten, die ihm zu nahe kommen. So ist die Erinnerung. Charybdis aber ist das Vergessen, ein gewaltiger alles verschlingender Strudel.

Ich habe vergeblich versucht, es mit beiden aufzunehmen. Meine Versuche zu vergessen waren dilettantisch. Immer wieder quälten mich unwesentliche Erinnerungen. Was wesentlich war, entglitt mir, schien jedenfalls nicht deutlich genug und vor allem nicht wahrheitsgemäß. Alles, was ich zusammentrug, glich bunten Abziehbildern, die man ins Poesiealbum des Lebens klebt. Sich absichtlich erinnern ist schwer. Ein mühseliges Unterfangen, ähnlich müßig wie der Versuch, Quecksilberperlen mit den Fingern aufzulesen. Sie zerteilen sich bei der geringsten Berührung und rinnen blitzschnell davon, um in allen möglichen Ritzen zu verschwinden.

Ich schlief schlecht in jenen Tagen. Da half auch der Rotwein nicht, den ich in großen Mengen trank. So versuchte ich, die Stunde der Wahrheit hinauszuzögern, die Unruhe zu

betäuben, die den Archäologen befällt, wenn er sich auf einem Terrain zu befinden glaubt, unter dem die Schätze einer versunkenen Zivilisation liegen. Dabei war ich, ohne es zu wissen, längst dabei, mich meinen Erinnerungen zu stellen und ihre Bruchstücke auszugraben: All diese noch nicht von Grabräubern geplünderten Phantasien, all diese Vasen voller berauscher oder auch vergifteter Augenblicke! Wenn man die frühesten Momente im Leben, an die man sich erinnert, wie die Bruchstücke eines Gefäßes miteinander verkittet, entsteht, wenn man Glück hat, eine unregelmäßige, im Zickzack verlaufende Linie. Sie ähnelt einer geheimnisvollen Schrift und bedeutet, dass die Scherben wenigstens teilweise zusammenpassen. Natürlich klaffen auch große Löcher zwischen ihnen, die signalisieren, dass Teile der Vergangenheit unwiederbringlich verloren gegangen sind. Um die Form der Vase zu erhalten, muss man sie mit grauem Ton ausfüllen. Beim nachträglichen Brennen nimmt er eine rötliche Farbe an, auf der man die verloren gegangenen Muster, so gut es geht, rekonstruieren kann.

Ich lag oft, erschöpft vom Nichtstun, auf meinem Bett. Die Vorhänge hatte ich zugezogen. Die Schatten der Nacht kamen und gingen. Sie erinnerten an einfache Frauen in schwarzen Kleidern. Sie trugen ihre Träume auf dem Haupt wie durchsichtige Amphoren. Ich vertraute ihnen mehr als den Männern, die die Stille töten mit ihrem Geschwätz. Ich konnte nicht einschlafen. Also versuchte ich wieder einmal, auf dem Ruinenfeld meiner Kindheit zu graben, die wenigen Reste, die ich fand, von der Asche der Zeit zu befreien, die sie bedeckt.

Auf drei Scherben stieß ich damals immer wieder. Die eine zeigt einen Springtanz weißer, kalter Hagelkörner. Die zweite weist auf ihrer gelblich glasierten Seite endlose Pfützen vol-

ler sich weitender, ineinander fließender Kreise auf, jeder einzelne von einem Regentropfen erzeugt. Wie anders ist die dritte Scherbe! Die feste, schwarz behaarte Hand eines Mannes greift aus dem Himmel herab, packt das schreiende Kind und wirft es in die Höhe.

Als ich wieder einmal mit schwerem Kopf erwachte, glaubte ich, von meiner Mutter geträumt zu haben. Es war nicht das erste Mal, dass sie mir im Traum erschien. Wie immer konnte ich mich an nichts erinnern, und dennoch zeugten bestimmte, unbeschreibliche Gefühle von einer nächtlichen Wiederbegegnung mit ihr. Beinahe so, als ob noch ein Geruch im Raum schwebte, der von einer Person stammte, die ihn gerade verlassen hatte. Und war dort nicht auch eine Kuhle auf der Bettdecke, den ihr Körper als deutlichen Abdruck hinterlassen hatte?

Meine Versuche, einen solchen Traum ins Bewusstsein zurückzuholen, scheiterten gewöhnlich. Ich fragte mich, warum ich mich gerade an meine Mutter so schwer erinnern konnte, jedenfalls an die Person, die sie gewesen sein musste, bevor sie alt geworden war. Es kam mir vor, als hätte ich zwei Mütter, eine junge und eine alte. An die alte habe ich sehr deutliche Erinnerungen, sie sehe ich auch jetzt genau vor mir, aber es ist eine andere Frau als meine Mutter in ihren jungen Jahren. Sie hat mit ihr nicht viel mehr gemein als den Namen. Manchmal denke ich, die junge hat mich geboren, die alte hat mich verraten. Das mag zu einfach sein, aber ich litt jedenfalls sehr darunter, dass sich meine junge

Mutter meinem Gedächtnis so standhaft entzog. Gäbe es keine Fotos von ihr, ich wüsste nicht einmal, wie sie ausgesehen hat. Sie muss eine ungewöhnliche Schönheit gewesen sein – mit ihren rotblonden Haaren, den rehbraunen Augen, der hochgewölbten Stirn, den fein gezogenen Brauen und der schmalen, geraden Nase. Ein Madonnengesicht, das den Eindruck einer undefinierbaren Lebensfrömmigkeit vermittelte.

Vierzehn Jahre lebte ich in übergroßer Nähe zu ihr, war ein Teil von ihr, fühlte mich in ihrer Obhut geborgen. Sie umgab mich mit ihrer Liebe, ihrer Fürsorge, ihren Meinungen, ihrem Duft, ihrem Körper und vor allem aber mit ihren Inszenierungen, die sie meisterhaft beherrschte. Sie konnte aus jedem Essen, selbst als es im Krieg kaum mehr etwas gab, eine Art Galadiner machen, oft nur durch die Dekoration des Tisches und die Begleitmusik aus dem Radio. Immer schuf sie für mich ein wärmendes Nest, in dem ich als das Kuckucksei lag, das ich nur ungern und spät von innen aufzupicken unternahm, wohl ahnend, dass dieser hässliche Vogel nach seinem Schlüpfen von den übrigen Nestinsassen als Fremdling erkannt werden würde.

Wir spielten damals wahrscheinlich jeden Tag das gleiche Stück: Ich war der Prinz, und meine Mutter verkörperte alle anderen Rollen. Sie war Prinzessin, Königin, König, gute und böse Fee, Zauberer, Herold, Narr, das Volk. Möglicherweise kann ich mich deshalb nicht an meine Mutter erinnern, weil sie zu viele Rollen hatte und mir gleichzeitig zu nahe war, so wie etwas in seinen Konturen verschwimmt, wenn man es zu dicht an die Nase hält. Doch werde ich nicht aufgeben. Ich werde bis an mein Lebensende versuchen, mich dieser fremden Frau, ihres Gesichts, ihres Lächelns, ihrer Gestalt zu vergewissern, bis ich mich an mehr erinnere

als an den Fetzen eines Kattunkleides, eine goldene Haarlocke, ein braunes Rehaug oder eine himbeerfarbene Brustwarze.

Das Badeviertel der Stadt beginnt an ihrem nördlichen Fuß und erstreckt sich einige Kilometer die Küste entlang. Im Sommer drängen sich hier die Kurgäste. Es ist dann laut und für meinen Geschmack unerträglich. In der Nachsaison sind die Strände dagegen leer; die Spuren des sommerlichen Badetriebs sind jedoch noch überall vorhanden. Ich liebe diese Zeit, in der es noch warm ist, die meisten Fremden aber abgefahren sind, weil sie irgendwo ein ordentliches, von Pflichten und Beziehungen bestimmtes Leben führen müssen. Jetzt werden die Straßenkehrer plötzlich zu Hauptpersonen. Mit ihren Besen gleichen sie Künstlern, die ihre kühnen Kompositionen mit den Borsten ihres Pinsels auf die Promenade tupfen.

Die meisten Lokale haben schon geschlossen. Heruntergelassene Jalousien verbreiten eine Stimmung von Unweigerlichkeit. Am Strand werden Schirme und Liegestühle abgebaut. Die braungebrannten jungen Männer, die damit beschäftigt sind, wirken so konzentriert und entschlossen bei ihrer Arbeit, dass man meinen könnte, sie würden am liebsten auch das Meer zusammenrollen und in einem der Bauwagen verstauen, in denen sie ihre Gerätschaften aufbewahren.

Auch die See ist in der Nachsaison verändert. Sie wirkt entspannt, befreit, ein wenig wie ein entlassener Sträfling, der, zum ersten Mal wieder in Freiheit, einen blauen, ungebügelten Anzug trägt. Sie hat noch nicht die Wildheit der Herbststürme, aber sie spielt mit ihren Wellen bereits so, dass man ahnen kann, welche Kraft in ihnen steckt.

Hätte ich nicht einen großen Teil meiner Kindheit und Jugend auf einer Nordseeinsel verbracht, ich wäre kaum empfänglich für die unnachahmliche Melancholie der Nachsaison. Am besten lässt sich ihre Atmosphäre in einem der wenigen Cafés erleben, die noch betrieben werden. Die Tür steht offen, die Plastikstreifen des Vorhangs wehen in der Seebrise auseinander und geben den Blick frei auf das Meer. Die Geräusche der Kaffeemaschine, der halbvollen Gläser, die die wenigen Morgentrinker vorsichtig, fast schuldbehaftet auf die Marmorplatte des Tresens stellen, die halb gemurmelten Banalitäten, all das fügt sich zu einer angenehmen Geräuschkulisse, die nicht die Anstrengung des Zuhörens verlangt. Der Mann an der Bar reibt Gläser mit einem Tuch und blickt prüfend durch sie hindurch wie ein Astronom, der den Nachthimmel liebt. Ich bestelle einen Campari-Soda, denn ich mag dieses Getränk, weil in ihm Süße und Bitterkeit unveröhnt geblieben sind.

Ich liebe die Nachsaison. Auch die des Lebens. In meinem Alter hat sie begonnen. Ich liebe sie genauso wie jenes bittersüße Getränk, denn jetzt vergeht nicht mehr mein Leben, sondern nur noch meine Zeit. Ich entsinne mich eines dieser Momente in einer Strandbar, die noch nicht geschlossen war. Ich versuchte nachzudenken. Ein komplizierter Zustand, wenn einem nach nichts anderem zumute ist als nach den Wohltaten eines leeren Augenblicks. Beim dritten Campari-Soda kam mir der Gedanke, dass es zwei unterschiedliche, ja konträre Lebensstrategien gibt: eine des Eroberns und eine des Verteidigens. Meine Mutter verfügte in einem extremen Maße über die zweite Form. Sie spürte die Schwäche eines Menschen sofort. Mit ihrer destruktiven Phantasie war sie in der Lage, sein eventuelles Scheitern in diesem und jenem Bereich vorauszusehen und, wenn sie wollte, durch

Bemerkungen noch zu beschleunigen. Die Tatsache, dass ich mich mit meinen vielen Talenten ein Leben lang in allen möglichen Bereichen verzettelt habe, ohne es je in einem von ihnen zur echten Meisterschaft zu bringen, hängt wohl mit dieser Fähigkeit meiner Mutter zusammen. Sie inspirierte mich auf vielfältige Weise, doch sie vermittelte mir auch immer zugleich die vermeintlichen Grenzen meiner Talente und brachte mich dadurch aus dem Tritt. »Du könntest ein Genie werden«, sagte sie oft, »wenn du endlich einmal konsequent bei einer Sache bleiben würdest.« Das war in höchstem Maße fatal, denn sie hatte gerade wieder einmal durch eine kleine, abschätzigte Bemerkung, die zugleich ein übertriebenes Kompliment enthielt, mein Engagement auf einem bestimmten Betätigungsfeld zu Fall gebracht. Heute vermute ich, dass sie ihr eigenes Scheitern als Malerin auf ihren Sohn projizierte. »Du bist zu sensibel für diese grobe Form der Musik«, hatte sie ein andermal gesagt, nachdem ich angefangen hatte, Akkordeon zu lernen. »Du solltest lieber Klavier spielen, du hast die richtigen Finger dafür, mein Sohn.« Das Akkordeon blieb im Kasten. Ein Klavier hatten wir leider nicht.

Meine Mutter war auch eine Meisterin der Lüge. Die Wahrheit kannte sie nicht oder sie mied sie, als sei sie ein scheußliches Reptil. Mein Vater war das krasse Gegenteil. Er schien in einem Maße der Wahrheit verpflichtet, dass dies fast schon wieder in die Verlogenheit führte. Ich befand mich als Kind hilflos zwischen diesen beiden Gegensätzen. Also drehte ich mich auf der Spitze der Lügen meiner Mutter, getroffen von der Peitschenschnur der Wahrheitsliebe meines Vaters, ein kleiner Brummkreisel, der unverständliche Töne von sich gab und umfallen würde, wenn einst die Schnelligkeit der Rotation nachließ. Erst als meine Mutter tot war,

verlor mein Vater seinen übertriebenen Hang zum Realismus, wie er es nannte. Er, der zu Lebzeiten meiner Mutter meist geschwiegen hatte, weil er Reden bereits als Betrug an der Wahrheit empfand und es daher lieber seiner Frau überließ, begann nach deren Tod zu reden, zuerst sporadisch, dann immer häufiger, eine Zeit lang nahezu pausenlos. In seiner Schweigsamkeit sprudelte plötzlich eine Quelle und bildete bald einen Fluss, der übers Ufer trat und Daten, Anekdoten, Geschichten, verrückte Thesen, Fragen, Seemannslatein herbeischwemmte. In diesem Strom bildete seine alte Stummheit kleine Inseln, die zuweilen auftauchten, wenn er aus dem Fenster sah oder mit mir telefonierte, Klippen, an denen sich sein Reden brach.

Wenn ich ihn besuchte, hörte ich ihm manchmal zu, ohne den Sinn seiner Worte zu beachten. Es war, als säße ich an diesem Fluss, um sein permanentes Rauschen zu bestaunen. Hätte man ihn kanalisiert, begradigt, gestaut, wäre vielleicht so etwas wie ein Roman daraus geworden, so aber glich das Naturschauspiel meines unaufhörlich redenden Vaters eher der Lamentation einer im Käfig der Vergangenheit gefangenen armen Seele.

Ich blickte immer noch hinaus aufs Meer, hob das vierte Glas mit der roten, perlenden Flüssigkeit des Campari-Soda und schaute hindurch wie durch eine getönte Brille in die blasse Scheibe der Sonne, die bereits hoch am Himmel stand. So schuf ich mir meinen eigenen Sonnenuntergang. Gerade als ich gehen wollte, fuhr ein Konvoi von Autos vorbei. Vorne weg ein offener Lieferwagen voller Kränze, dann ein Leichenwagen, durch dessen Fenster man einen schwarzlakkierten Sarg sah, umgeben von brennenden Kerzen, gefolgt von mindestens fünfzehn vollbesetzten PKWs. Keiner der In-